

„Fördernd-anregend möchte ich gerne bleiben“

Gerhardt Csejka, von dessen Aufsätzen richtungweisende Impulse sowohl für die Literaturkritik als auch für die jüngere Literatur dieser Region ausgegangen sind, gehört zu den einflussreichsten Theoretikern der neueren rumäniendeutschen Literatur. Der am 11. April 1945 in Guttenbrunn im rumänischen Banat geborene Gerhardt Csejka besuchte das deutsche Gymnasium in Temeswar, wo er in den Jahren 1963–1968 auch Germanistik und Rumänistik studierte. Erste journalistische Erfahrungen machte er zunächst in der Redaktion der Bukarester deutschsprachigen Tageszeitung *Neuer Weg*. 1970 wechselte er zur Zeitschrift *Neue Literatur*, wo er sich als Kritiker, Literaturtheoretiker und Übersetzer profilierte und mehr als anderthalb Jahrzehnte lang tätig war. 1986 reiste er in die Bundesrepublik Deutschland aus und ließ sich nach einer Zwischenstation in West-Berlin im Raum Frankfurt am Main nieder, wo er bis 2014 als freischaffender Publizist und Übersetzer lebte. Seither wohnt er in Berlin.

Sein Werk umfasst, außer Kritiken und Essays zur rumäniendeutschen Literatur des 20.

Jahrhunderts, Editionen (Rolf Bossert, Anemone Latzina) und Übersetzungen aus der rumänischen Literatur (Norman Manea, Mircea Eliade, Mircea Cărtărescu, Andrei Pleșu, Caius Dobrescu u.a.) 2008 erhielt Csejka den *Übersetzerpreis der Kunststiftung NRW*.

Von 1992 bis 1999 gab er die neue Folge der *Neuen Literatur. Zeitschrift für Querverbindungen* in Frankfurt am Main und Bukarest heraus. 2015 erschien im Regensburger Verlag *Friedrich Pustet* der von ihm mitedierte Band *Vexierspiegel Securitate. Rumäniendeutsche Autoren im Visier des kommunistischen Geheimdienstes*.

Stefan Sienert: *Gerhardt Csejka, du gehörst dem Projektteam an, das die Leipziger Buchmesse (26. bis 29. März 1998) vorbereitet, die als Länderschwerpunkt Rumänien hat. Im Unterschied zur Frankfurter Messe ist in Leipzig auch an Autorenlesungen gedacht. Nach welchen Kriterien und Gesichtspunkten ist die Auswahl rumänischer Schriftsteller und der sie begleitenden Übersetzer getroffen worden?*

Gerhardt Csejka: Nicht nur die Spezifik der *Leipziger Buchmesse* an sich, sondern auch die Voraussetzungen, die Rumänien als Gastland mitbringt, rücken das literarische und künstlerische Rahmenprogramm diesmal in den Vordergrund: Rumänien bringt nämlich, grob gesprochen, ausgerechnet jene Voraussetzung nicht mit, die es für eine Buchmesse auf Anhieb attraktiv erscheinen ließe: es ist nicht berühmt, hat keinen guten Ruf. Man weiß so wenig darüber, dass dieses Wenige auch schon alles zu sein scheint, was damit im Zusammenhang wissenswert ist. Ich möchte nicht von der einseitigen westlichen Medienberichterstattung sprechen, weil ich natürlich weiß, dass die Schuld nicht nur bei den Medien liegt, doch ich kann obigen Satz am besten mit den zwei Evergreens unter den Rumäniengeschichten in Presse und Fernsehen illustrieren: Die Waisenkinder von Cighid und die Verbrecherbanden, die originellerweise deutsche Geldschränke mit Stumpf und Stiel auszureißen und abzuschleppen pflegen, statt sie redlich zu knacken. Im Normalfall, d.h. in jedem „normalen“ Fall sind das Geschichten am Rande, von denen niemand auf die gesellschaftlichen Verhältnisse insgesamt, auf den Zivilisationsgrad oder die kriminellen Neigungen eines ganzen Volkes schließen würde; sobald sie mangels anderer und anders gearteter Geschichten jedoch in den Mittelpunkt der Wahrnehmung rücken, bestimmen sie das ganze Bild, das ist klar.

Doch zurück zur Buchmesse: Sie kann die Wahrnehmungsbedingungen natürlich von sich aus

nicht ändern, sie kann nur versuchen, das Bild der Kultur, die den Schwerpunkt bildet, unter den gegebenen Umständen so gut wie möglich zu vermitteln. Auf Rumänien bezogen, hieß das für mich in erster Linie, Anhaltspunkte zur Orientierung in einem unbekanntem, dunklen, als unstrukturiert empfundenen Raum anzubieten; die Kraftlinien herauszuarbeiten, die wichtigsten Koordinaten sichtbar zu machen – und: mangels Masse und Vielfalt im Angebot übersetzter Titel die Lesungen gezielt möglichst so zu gestalten, dass die Präsenz der Autoren diesen Mangel vergessen macht, Neugier weckt, erahnen lässt, worin die kräftigsten Reize dieser Literatur liegen mögen. Gefragt war somit bei der Auswahl der Autoren vor allen Dingen, dass ihre Texte von ausgeprägter Eigenart sind, einen klaren Charakter haben, nicht den Allerweltstouch der gehobenen internationalen Mittelklasse. Zu beachten war natürlich auch, dass wenigstens einige Autoren dabei sind, deren Namen auch in Deutschland bereits eine gewisse Resonanz haben, taugt doch das beste Programm nichts, wenn es vor leeren Stühlen abläuft. Es ist gewiss ein außerordentlicher Glücksfall, dass zwei Poeten vom Rang eines Gellu Naum und Oskar Pastior gemeinsam eine Lesung bestreiten, wobei Pastior natürlich nicht nur als Naum-Übersetzer auftritt, sondern auch seine eigene poetische Wunderwelt im Zusammenhang mit Rumänien vorstellt. Ähnlich verhält es sich bei Franz Hodjak und Ana Blandiana, Werner Söllner und Mircea Dinescu, Ernest Wichner und Elena Ștefciuc. Die Wahl der Übersetzer war also eindeutig vorentschieden. Auch im Falle der nicht selbst dichtenden Übersetzer übrigens, denn auch diese haben sich ihre Autoren in der Regel selbst ausgesucht. Georg Aeschke stellt Alexandru Vona und Alexandru Papilian vor, ich selbst Mircea Cărtărescu und Nora Iuga, außerdem Stefan Agopian, dessen *Lehrbuch der Geschehnisse* ich zwecks Übersetzung bereits in dem Koffer hatte, mit dem ich 1986 nach Deutschland gekommen bin. Vielleicht bringt mich die Messe nun endlich dazu, meinen Vorsatz zu verwirklichen.

Sienert: *Der deutschen Literatur, die im Laufe von mehreren Jahrhunderten auf dem Territorium des heutigen Rumäniens geschrieben, verbreitet und gelesen worden ist, widmen die Leipziger Veranstalter eine eigene Ausstellung. Deutsche Schriftsteller, die in Rumänien geboren wurden, dort einen Teil ihres Lebens verbrachten und jetzt bis auf wenige Ausnahmen in der Bundesrepublik Deutschland sind, werden als Autoren oder Übersetzer ebenfalls dabei sein. Inwiefern wird die Chance genutzt, der literarischen Öffentlichkeit diese Autoren sowohl als deutsche Schriftsteller von eigenartiger südöstlicher Prägung als auch als bedeutsame und konstante Vermittler rumänischer Literatur im deutschen Sprachraum zu präsentieren?*

Csejka: Außer den genannten Lesungen mit deutsch/rumänischer Besetzung wird es rund um die von dir erwähnte Ausstellung, die übrigens höchst interessant zu werden verspricht, noch ein Podiumsgespräch speziell zur rumäniendeutschen Literatur geben sowie im weiteren Umkreis dieser Problematik eine Debatte zu den Minderheitenkulturen in Rumänien allgemein. Oskar Pastior, Franz Hodjak und Werner Söllner werden zudem in einer Veranstaltung des „Kulturkreises der deutschen Wirtschaft im Bund der Deutschen Industrie“ als Preisträger dieses Kreises eine gemeinsame Lesung bestreiten, und auch der toten aus Rumänien stammenden Preisträger wird gedacht werden: Paul Celan und Rose Ausländer stehen im Mittelpunkt einer gesonderten Veranstaltung.

Sienert: *Deine Berufung in das Leipziger Organisationsgremium hängt nicht zuletzt mit dem Ruf zusammen, den du als Kenner sowohl der rumänischen als auch der rumäniendeutschen Literatur genießt. Zu rumänischen Literaten hattest du besonders in deiner Bukarester Zeit ein gutes Verhältnis, du kanntest viele Schriftsteller und Kritiker, du warst mit deren Veröffentlichungen vertraut und hast dich schon damals auch als Übersetzer betätigt. Auch nach*

deiner Übersiedlung in die Bundesrepublik Deutschland (1986) sind einige wichtige Werke dieser Literatur ins Deutsche von dir übertragen worden, in Essays und Kritiken hast du für die rumänische Literatur und Kultur geworben. Doch mit allzu großem Interesse ist die deutsche Leserschaft dieser südosteuropäischen Literatur nicht begegnet. Worauf lässt sich diese mangelnde Rezeptionsbereitschaft zurückführen? Könnte es sein, dass die rumänischen Bücher, die in den letzten Jahren als Übersetzungen auf den deutschen Büchermarkt kamen, hierin eine Wende einleiten?

Csejka: Die Frage nach den Ursachen, die das Interesse für einzelne Kulturen unterschiedlich ausfallen lassen, beschäftigt mich in der Tat seit langem und ist in wenigen Sätzen nicht zu klären, ohne in Gemeinplätzen zu stranden. Es geht dabei ja auch um den komplexen Sachverhalt der relativen Nähe oder Fremdheit von Kulturen. Trotzdem möchte ich hier ein paar Feststellungen und vielleicht auch einige Hypothesen zu formulieren versuchen.

Klar ist (für mich) zunächst: Der Widerhall, den ein fremdes Kunstwerk findet, ist nicht unabhängig von der Beziehung dessen, der es betrachtet/liest/genießt, zum Schöpfer des Werkes und zu der Welt, der dieser entstammt. Diese Beziehung hat eine ausgeprägt erotische, sprich nichtrationalisierbare Komponente. Doch sofern eine eindeutig festzustellende Zuneigung dem britischen Humor, der österreichischen Morbidität, dem französischen Esprit oder schlicht der albanischen Poesie gilt, ist dies sehr wahrscheinlich jeweils an Voraussetzungen gebunden, die man im Einzelnen u.U. analysieren kann. Nur: so eindeutig feststellbar ist es eben selten.

Eine andere Denkbarkeit ergibt sich aus der banalen Beobachtung, dass die Neugier der Menschen – und die damit verbundene Phantasie – im Grunde erstaunlich gering ist, dass ihr Interesse für Dinge, die sie nicht unmittelbar betreffen oder ihr Selbstgefühl nicht in befriedigender Weise bestärken bzw. herausfordern, sehr rasch wieder erlischt – so es denn überhaupt erwachte. Daran ist in der Tat nichts Skandalöses, auch dies ist banal, man „muss damit leben“, und der Literaturvermittler bzw. Übersetzer leitet daraus die nüchterne Regel ab, dass er sich auf Balanceakte zwischen Vertrautem und Exotischem zu spezialisieren hat: schon bei der Entscheidung für das Werk, das er übersetzen möchte, und ebenso bei der Wahl der sprachlichen Mittel, die er in der Zielsprache einsetzt. (Ich kenne die schönen, romantischen Theorien, die von der Übersetzung fordern, das Unvertraute nicht in Vertrautes umzufälschen, zumindest aber das „Echo des Originals“ zu erwecken. In der Alltagspraxis läuft man damit schnell auf, denn: Der Markt fordert etwas anderes).

Spannend, finde ich, wird die Frage erst dort wieder, wo die Selbstbezüglichkeit des Konsumbereichs trotz allem durchbrochen ist, wo nicht mehr die Gesetze des Marktes regieren, sondern die viel tiefer reichenden hierarchischen Ordnungsmuster der Wertschätzung. Das klingt gewiss etwas seltsam, wenn ich das so sage, und nicht von ungefähr – handelt es sich doch tatsächlich um so etwas wie eine Probe aufs Exempel für das vorhin erwähnte „Echo“: das Original, von dem es ausgeht, findet sich, wie du dir denken kannst, im östlich/südöstlichen Europa, wo die Gesellschaften in anderer Weise von autoritären Strukturen durchsetzt sind als hier im Westen (feiner dispergiert, homogener verteilt und dichter, wie mir scheint); jenseits von kultureller Nähe oder Ferne waltet jedenfalls ein Kanon, der den so genannten „großen“ Kulturen einen sakrosankt wirkenden Vorrang einräumt, eine Autorität, deren Zustandekommen im Einzelnen konkret zu untersuchen wäre und deren Kehrseite eine mitunter geradezu krankhaft anmutende Selbstverachtung der „kleinen“ Kulturen ist. Ich denke an Emil Ciorans frühe Leiden an Rumänien, oder an des jungen Eugen Ionesco verzweifelt-wütende Schimpftirade:

Ich mache Sie und Ihre historischen Umstände [...] verantwortlich für all meine Mängel, den

Mangel an Intelligenz, an Bildung, an geistigem Erleben, an Genialität.

Wieso sollte da überhaupt, mag man sich fragen, der Teilhaber einer „großen“ Sprache und Kultur mit derselben Neugier auf die „kleinen“ zugehen, mit der umgekehrt der frustgezeichnete Vertreter der Letzteren auf die Segnungen der „großen“ blickt? Zum Glück nimmt sich das alles heute in der fast schon globalen Postmoderne nicht mehr ganz so krampfhaft an, obwohl ich nicht glaube, dass das Problem wirklich entschärft ist. Vielmehr sehe ich die Gefahr, dass ein neuartiger Kulturkolonialismus ohne Kultur die (charakter- und wirtschafts) schwächsten Glieder in der Kette letztlich stillschweigend wegfrisst, durchaus als gegeben an.

Was Rumänien betrifft, wird es seine gewiss beachtlichen Ressourcen sehr umsichtig und intensiv nutzen müssen, um die verschlafenen Chancen rasch wettzumachen und die nötige „Spielstärke“ zu erlangen, die den Erfolg ermöglicht (aber nicht sichert). Ich denke schon, dass die Beachtung, die zuletzt Cărtărescu's *Nostalgia* zuteil wurde, als positives Zeichen zu werten ist, und dass die *Leipziger Buchmesse* die Bereitschaft, künftig etwas aufmerksamer und erwartungsvoller in diesen so finster anmutenden Winkel Europas zu blicken, etwas erhöhen wird.

Sienert: *Mehr als anderthalb Jahrzehnte gehörte die kritische und fordernde Auseinandersetzung mit der rumäniendeutschen Gegenwartsliteratur zu deiner Hauptbeschäftigung, und dies nicht nur von Berufs wegen. Du hast den historischen Verlauf dieser Literatur im 20. Jahrhundert anhand repräsentativer Schriftsteller verfolgt, ihr seit 1968 durch deine Kritiken und Essays auch richtungsweisende Entwicklungsimpulse zu geben versucht. Mit der Aussiedlung der Autoren und dem Zusammenbruch des rumäniendeutschen Literaturbetriebs ist die fördernd-anregende Funktion der Kritik obsolet geworden. Bleibt da einem Kritiker, der sich bis dahin gern auch als Anstoße vermittelnder Theoretiker dieser Literatur verstand, da notgedrungen der Ausweg in die literaturhistorische Retrospektive?*

Csejka: Was unsre rumäniendeutschen Suppentöpfe angeht, habe ich gerade mit der literaturhistorischen Retrospektive das Problem, dass ich nicht weiß, wer die aufgewärmte Suppe auslöffeln soll. Natürlich bin ich als rumäniendeutscher Kritiker funktionslos geworden, natürlich kann ich auch nicht ohne weiteres umsteigen ins deutsche Feuilleton. „Fördernd-anregend“ allerdings möchte ich schon gerne bleiben. Meine Chance dazu sehe ich nach wie vor darin, dass ich mein Osteuropäertum ein bisschen „theoretisiere“ – meine biografisch bedingte abweichende Sicht auf verschiedene Dinge muss als kritischer Standpunkt ja erst legitimiert werden –, und sodann unbedingt ein bisschen auch darin, dass ich durch die Zeitschrift und einzelne damit verbundene Veranstaltungsaktivitäten Begegnungen vermittele, die anders möglicherweise gar nicht zustande kämen oder in ihrer Tragweite unerkannt blieben. Die „Zeitschrift für Querverbindungen“, wie die *Neue Literatur* jetzt im Untertitel heißt, ist als Projekt noch längst nicht zu voller Entfaltung gelangt und hoffentlich auch finanziell noch über einige Zeit immer wieder von Neuem zu retten. Die Frage ist natürlich, wer sich davon anregen lässt. Ich selbst habe weder im engeren Sinn pädagogische noch generell aufklärerische oder Weltverbessererambitionen, auch möchte ich niemand zu einer bestimmten Sicht „bekehren“, höchstens nachdenklich machen, indem ich gewissermaßen den kulturellrelativistischen *Advocatus diaboli* spiele.

Sienert: *In deiner kleinen Bukarester Wohnung in der Dinicu-Golescu-Straße reichten sich die Literaten regelrecht die Klinke in die Hand. Hierbei wurden nicht allein die Texte der Autoren Zeile für Zeile durchdiskutiert, sondern oft auch kulturpolitische Strategien entwickelt. Würdest*

du heute diese Gespräche auch als Beiträge zur Entstehung einer Gegenöffentlichkeit einschätzen, in denen ein Literaturkonzept entwickelt wurde, das sich von dem offiziell geforderten und geförderten unterschied? Wie verhielt sich die Securitate zu diesen Begegnungen, die von ihnen wohl Kenntnis gehabt haben dürfte?

Csejka: Die Begegnungen in der Bukarester Wohnung waren, wenngleich sicherlich von überdurchschnittlicher Frequenz und Dichte, nicht öffentlich, sondern privat. Was letztlich daraus entstanden ist, weiß ich nicht so genau, aber eine Gegenöffentlichkeit wohl kaum. Diesbezüglich waren die so genannten Literaturkreise weitaus effizienter, auch Unterrichtsklassen konnten gegebenenfalls zu kleinen öffentlichen Einheiten werden; nicht zufällig hat die Temeswarer Securitate auf Schulesungen der „Aktionsgruppen“-Mitglieder besonders nervös reagiert. Mich und meine Besucher mag man bespitzelt haben, doch bis Anfang der 1980er Jahre war mir das eigentlich kein Problem. Ich bin nie vorgeladen oder sonst wie gezielt eingeschüchert worden, ich nehme an, der Staat sah keine akute Gefahr in mir. Doch solange ich nicht in der Akte nachlesen kann, wie unsere Intellektuellengespräche von den Hütern der rechten Ordnung aufgenommen wurden, will ich nicht spekulieren, man macht sich da ja so gern etwas vor. Ich habe die Securitate jedenfalls nur in Temeswar im Zusammenhang mit den Aktivitäten der „Aktionsgruppe“ als solche erlebt und bei der „Arbeit“ beobachten können; das war Oktober 1975 in der dramatischen Episode unserer einwöchigen U-Haft, als man William Totok, Richard Wagner, Gerhard Ortinau und mir einen illegalen Grenzübertrittsversuch anhängen wollte. Ansonsten hat sich mir kein Mitarbeiter der Lauschbehörde je ausdrücklich zu erkennen gegeben. Vielleicht war dieser Behörde die Offenheit unsres Bukarester Hauses und die Offenheit auch unsrer Gespräche ja ausgesprochen willkommen, vielleicht hat sie mit unserer unfreiwilligen Hilfe ein paar Spitzel eingespart. Wir waren alles in allem ja brave Staatsbürger, und die Wachsamkeit der Staatssicherer galt, meiner Erkenntnis nach – zumindest in den 70er Jahren – weit weniger den ideologischen Abweichungen als den Unbotmäßigkeiten und Auffälligkeiten gestörten Untertanenverhaltens. Hätten wir unsere theoretischen Auseinandersetzungen und scharfsinnigen Situationsanalysen tatsächlich in die Öffentlichkeit zu tragen versucht, wäre die Reaktion des „Schlosses“ garantiert viel deutlicher ausgefallen.

Denn im Grunde war die Rolle, in der ich mich rückblickend sehe, merkwürdig genug, sofern ihre Staatsfeindlichkeit oder -freundlichkeit zur Debatte steht (und sofern ich mich nun doch dazu verleiten lasse, mein eigenes Tun durch die Brille eines präsumtiven Spitzels zu betrachten): Oft genug ging es mir darum, dass wir uns viel zu leicht mit der *Negation*, dem billigen „So nicht!“ zufrieden gaben, statt eine fundierte, durchartikulierte politische Position zu beziehen, statt uns darüber klar zu werden, wie die Verhältnisse, die wir befürworten könnten, begründet zu sein hätten. Es irritierte mich immer wieder zutiefst, dass das ganze Opponieren so gut wie ausschließlich auf der emotionalen Ebene ablief. Mir war irgendwann beim Lesen der *Zeit*, der *Frankfurter Allgemeinen*, des *Spiegel* mit Erschrecken aufgegangen, dass ich, plötzlich in die „Freie Welt“ versetzt, außerstande wäre, mich einer politischen Partei zuzuordnen; und je angestrenzter ich versuchte, mir einen klaren Standpunkt zu erarbeiten, desto schärfer musste ich erkennen, dass mir dazu so gut wie jede Voraussetzung fehlte. Ich hatte zwar einige Texte der Frankfurter Schule gelesen, andererseits auch bei Arnold Gehlen einige für mich sehr wichtige Entdeckungen gemacht; doch verhalf mir solche Lektüre ebenso wenig zu praktischer politischer Orientierung wie etwa des guten alten Max Stirner Einzelner und sein Eigentum. Die sehr vage Antwort auf die sehr theoretische Frage, was für eine Partei ich wählen/gründen würde, wenn... lautete: eine linke, eine liberale, eine linksliberale. Und das hat bei dem präsumtiven Spitzel in meiner Wohnung sicher nicht gleich die Alarmglocken ausgelöst. Zumal er garantiert gewusst hat,

dass für meine rumänischen Freunde keine Ansteckungsgefahr bestand, sie reagierten auf alles Linke ausgesprochen allergisch. Schlimmer fand ich jedoch, dass sie alles, was mit soziologischen Fakten und Denkmustern zu tun hatte, ebenso anrühlich fanden und einfach „links“ liegen ließen.

Sienert: *Als maßgeblicher und meinungsbildender Redakteur der Bukarester Zeitschrift Neue Literatur, der wohl renommiertesten deutschen Literaturzeitschrift außerhalb des geschlossenen deutschen Sprachgebiets, hast du dich nachhaltig und erfolgreich für die Verbreitung eines thematisch vielseitigen und ästhetisch niveaувollen Literaturangebots eingesetzt. Die Zeitschrift veröffentlichte auch in jenen Jahren, als der ideologische Druck das literarische Leben der deutschen Minderheit zu ersticken drohte, neben belanglosen und freilich nicht selten Zustimmung simulierenden Beiträgen immer wieder auch sozialkritische Texte. Wie war es möglich, das so grundverschiedene Textmuster oft nebeneinander stehen konnten?*

Csejka: Dass dies möglich war, ist erst einmal eine Tatsache, und sie muss hier sicher vor allem deshalb erklärt werden, weil die gängigen Epochenbilder mit Despotenpaar den Gedanken, es könnte im Rumänien jener Zeit überhaupt etwas Lesbares gedruckt worden sein, gar nicht erst aufkommen lassen. Wenn ich nun aber sage, dass die Zeiten widersprüchlicher und die Verhältnisse komplizierter waren, soll das andererseits nicht suggerieren, es wären ganz normal und selbstverständlich immer wieder auch kritische Stimmen laut geworden. Nein, es war nicht die Regel, dass die Presse sich solchen Stimmen zur Verfügung stellte, wie es auch keineswegs zur Normalität gehörte, dass subversive Autoren, Dissidenten, anarchisch-geniale Dichterrebellen den Redaktionen die Tür einrannten. Doch ab und zu kam ein Text herein, der konsequenter als andere einer persönlichen Wahrnehmung folgte, sich kraftvoller und inspirierter gegen die Zumutungen der Gehirnsrüper sperrte – klar, dass wir ihm den Vorzug vor gedrechselten Versen und mühsam auf modern polierten Stories gaben, doch ob er letztlich erschien, hing natürlich auch noch vom Zensor ab. Ich meine: Es war nicht so sehr die politisch „gewagte“ Botschaft eines einzelnen Textes, um die unser Engagement in erster Linie ging, sondern die Diskreditierung von Verlogenheit, Verquastheit und Schwulst ganz allgemein. Wir waren ein großartiges, gut aufeinander abgestimmtes Team, das gegen die Betonköpfe fast hundertprozentig zusammenhielt, doch die Qualität der Texte, die uns die Autoren lieferten, konnten wir nur sehr bedingt beeinflussen. Die große revolutionäre Ruhmestat bleibt auch in dieser Beziehung die Redakteursexpedition (mit Paul Schuster an der Spitze, Helga Reiter, Anemone Latzina und mir) im Herbst des Jahres 1970 in die damals sieben Banater Lyzeen mit deutscher Unterrichtssprache: Dort sangen wir einer neuen Autorengeneration das Lied vom aufrechten Gang an der Wiege, und siehe da, es wurde erhört: Rolf Bossert, Richard Wagner, Gerhard Ortinau, Herta Müller und noch ein paar mehr waren bald unsere entschiedensten Mitstreiter gegen Verlogenheit, Verquastheit und Schwulst in der rumäniendeutschen Literatur. Die Zensur aber forderte in den späten 1970er und erst recht in den 1980er Jahren immer gebieterischer das Gegenteil. Es würde zu weit führen, wollte ich den ungleichen Kampf mit wechselndem Ausgang hier eingehend beschreiben. Die Redaktion gab jedenfalls nicht klein bei, und das ist zumindest die Hälfte der Erklärung dafür, dass immer wieder auch Texte in der Zeitschrift zu lesen waren, deren Erscheinen sensationell, unglaublich wirkte.

Sienert: *Dein Leben als Literaturkritiker war mit der Neuen Literatur zweifellos sehr eng verbunden. Sogleich nach der Wende in Ost- und Südosteuropa unternahmst du einen zunächst vielversprechenden Versuch, von Deutschland aus das durch die Auswanderung stark gefährdete Unternehmen weiterhin am Leben zu unterhalten. Wer die insgesamt vierzehn Hefte der neuen Folge durchgeht, stellt fest, dass sich die thematische Spannweite und vor allem Orientierung der „Zeitschrift für Querverbindungen“ deutlich von der „Zeitschrift des Rumänischen*

Schriftstellerverbandes“ abhebt. Konnte die vielleicht doch zu weit gefasste, und damit nicht präzise zu erfassende Zielgruppe mit ein Grund sein, dass die Neue Literatur ihr Erscheinen einstellen musste?

Csejka: Die *Neue Literatur* ist nicht eingegangen, sondern hat anderthalb Jahre geruht. Sie macht zunächst mit einem Rumänienheft weiter und wird danach, so hoffe ich, noch eine Weile mit neuem Schwung den alten Bahnen folgen. Ihre Schwierigkeiten mit der Zielgruppe kann ich nicht ohne weiteres als den Grund für ihre Finanzierungsschwierigkeiten erkennen. Bei einer Literaturzeitschrift lässt sich die Zielgruppe, glaube ich, generell nicht so genau eingrenzen, dass man mit halbwegs gesicherten Abonentenzahlen rechnen könnte. Und ob der Verkaufserfolg im Falle der Beibehaltung des alten, auf rumäniendeutsche Leserschaft orientierten Konzepts wirklich größer gewesen wäre, und zwar auf Dauer größer, und in einem Ausmaß, das ihr die wirtschaftliche Eigenständigkeit ermöglicht hätte, das ist doch sehr zu bezweifeln.

Sienert: *Zeitungsberichten zufolge soll in Rumänien trotz der Aussiedlung des überwiegenden Teiles der rumäniendeutschen Schriftsteller weiterhin ein zwar bescheidenes, aber dennoch lebens- und entwicklungsfähiges literarisches Leben in deutscher Sprache existieren. An einigen Treffen der Literaturkreise in Bukarest, Temeswar und Kronstadt hast du teilgenommen, wohl auch in der Absicht, Mitarbeiter für die Neue Literatur anzuwerben. Welche Chancen räumst du diesen und ähnlichen Versuchen ein?*

Csejka: Ich habe im Gedenken an meine viel zu früh verstorbene Kollegin, die Dichterin Anemone Latzina, ein Jahr nach ihrem Tod den ehemals in Bukarest tagenden „Literaturkreis der Neuen Literatur“ wiederzubeleben versucht und ließ sämtliche „jungen Hoffnungen“, von denen ich Kunde bekommen hatte, durch die „Stiftung zur Förderung der deutschen Literatur in Rumänien“ nach Kronstadt einladen; eine kleine Gedenkstunde für Anemone sollte auch die Geburtsstunde des nun nach ihr benannten Zirkels sein. Die Sache ließ sich nicht schlecht an, es versammelten sich rund zwei Dutzend potenzielle Autoren und Freunde der Literatur, und ich war gespannt, wie es weitergehen würde. Die Texte, die ich in der Folge aus Rumänien zugeschickt bekam, gaben meinem Enthusiasmus zwar den ersten Dämpfer, doch ich ermahnte mich zur Geduld. Wichtig schien mir, dass es wieder eine Einrichtung gab, in der die tastenden Versuche der Anfänger den Reaktionen einer vergleichsweise qualifizierten kritischen Öffentlichkeit ausgesetzt wurden, und die Schreibenden unter einander Kenntnis nahmen von ihrem Wollen und ihrem Tun. Sobald sie ein gewisses Niveau erreicht hatten, sollten sie in der *Neuen Literatur* dann einem breiteren Publikum vorgestellt werden. Soweit der Plan, den ich heute noch gut finde, obwohl er letztlich nicht funktioniert hat. Dass er scheiterte, lag weit mehr an einigen wenig günstigen äußeren Umständen als am Desinteresse oder mangelnder Literaturbegeisterung bei der schreibenden Jugend.

Was ich an Texten einsehen konnte, dokumentierte zwar eindrucksvoll den bekannten Tatbestand der weggebrochenen Sprachgemeinschaft, so dass neben steifer, ängstlicher Beachtung der sprachlich-poetischen Ausdruckskonventionen wahrhaft anarchische, jegliche Norm verachtende Souveränität das Bild prägten, doch grundsätzlich ist diese Ausgangssituation nicht von vornherein hoffnungslos. Wenn ich trotzdem heute skeptischer bin als vor ein paar Jahren, so liegt der Grund dafür eher in der überall im Osten zu beobachtenden Entwicklung, dass mit dem politisch-wirtschaftlich-sozialen Umbruch auch die Literatur völlig destabilisiert wird und ihren Ort in der Gesellschaft neu bestimmen muss. Ich glaube, ich war etwas voreilig, habe die Trommel zu früh gerührt und verhalte mich jetzt erstmal eine Zeitlang abwartend.

Sienert: *So mancher Terminus, der zur Beschreibung der existenziellen, soziohistorischen und sprachlichen Situation der rumäniendeutschen wie allgemein der Literaturen außerhalb des geschlossenen deutschen Sprachraumes verwendet wird, ist von dir geprägt worden. Lange Zeit hatten die „Bedingtheiten“ Konjunktur, nun scheint sich das Begriffspaar „Rand“ und „Mitte“ durchzusetzen. Könnte es sein, dass der „Cheftheoretiker der neueren rumäniendeutschen Literatur“, wie dich dein Zunftkollege Peter Motzan bezeichnete, zur Zeit über neue griffige Formulierungen im Zusammenhang mit einer Literatur sinniert, die es eigentlich nicht mehr gibt?*

Csejka: Meine „Theorie“ von der Rand-Mitte-Dynamik bezieht sich auf die deutsche Literatur insgesamt, ist von mir aber noch gar nicht konsequent ausformuliert worden. Vielleicht ist das Begriffspaar gerade deshalb vergleichsweise schnell und oft aufgenommen worden, jeder bastelte im Grunde seine eigene „Theorie“ damit. Wesentlich ist, dass beides kulturräumlich gedacht und lediglich als Projektion des wechselseitig anderen bestimmt wird, also keineswegs etwa an Hans Sedlmayrs *Verlust der Mitte* anknüpft. Ich möchte, so ich noch dazukomme, diesen Problemkomplex zu bearbeiten, das „Randphänomen“, um mit Oskar Pastior zu sprechen, auch noch am Beispiel Balkanländer als ungemein vielfarbige, reizvoll eigenartige Struktur beschreiben, die immerzu auf der Suche nach dem „Zentrum“ ist, das ihr das Rückgrat stärkt. Auch die Literatur aber, die es nicht mehr gibt, macht, wie wir wissen, sehr wohl weiter, die neueste für den interessierten Beobachter aufregende Nachricht kam aus Berlin: Gerhard Ortinau ist unter die Dramatiker gegangen, und sein im November/Dezember-Heft von *Theater der Zeit* abgedrucktes Stück *Käfer* ist vom Stoff her *nicht* rumäniendeutsch, sondern der deutschen Geschichte verpflichtet, wie schon die Erzählung über den SS-Hauptsturmführer Dr. Weber, die 1992 in der ersten Nummer der neuen Folge unserer Zeitschrift stand. Natürlich interessiert mich, was da literarisch geschieht, wenn ein Autor, der als junger Mensch vom „Rand“ ins „Zentrum“ umzog, vom Minderheitenautor zum Mehrheitsautor mutiert. Ich verfolge aufmerksam alles, was mit der rumäniendeutschen Literatur zusammenhängt, in Rumänien wie auch hier in Deutschland, lese zwischendurch auch mal die Älteren wieder (Erwin Wittstocks Erzählungen beispielsweise, die mich jedes Mal in ihren Bann ziehen), und frage mich, wie der lebendige Zusammenhang zwischen der abgebrochenen Vergangenheit, der dispersen Gegenwart und der ungewissen Zukunft wiederhergestellt werden könnte.

Sienert: *In einer unlängst im Böhlau-Verlag erschienenen literarhistorischen Darstellung der deutschen Literaturen Siebenbürgens, des Banates und des Buchenlandes (1848–1918) behauptet der Verfasser Dieter Kessler, „die aus Rumänien ausgewanderten Philologen vermochten sich bis heute nicht aus den Mustern der in Rumänien gepflegten Germanistik zu lösen – wobei ein ‚wertfreier‘ Positivismus, garniert mit den dem erwünschten Selbstbild folgenden Wertungen sowie den politisch gebotenen Floskeln, im kommunistischen Rumänien gewiss die entscheidende, weil einzig mögliche Nische einer ‚Germanistik‘ bot“. Gab es tatsächlich nur diese Nische, und würdest du diese Pauschaleinschätzung auch in deinem Fall gelten lassen?*

Csejka: Dieter Kessler beschreibt die Nischenexistenz der „Germanistik“ (mit Gänsefüßchen) in Rumänien nicht schlecht, finde ich; seine wie gewohnt etwas überdeutlichen kritischen Worte treffen gewiss einen wesentlichen Teil dessen, was sich in der Zeit, die er dort erlebt hat, an den Hochschulen wissenschaftlich gespreizt hat. Die Frage indes, ob eine Germanistik (ohne Gänsefüßchen) in dem Sinne, in dem auch Dieter Kessler sie gut fände, in Rumänien überhaupt möglich war, und wo sie nach der Auswanderung nach Deutschland gegebenenfalls weitermacht, kann nicht mit solch pauschalem Gestus beantwortet werden. Sicher haben wir alle ein gewisses

Nachholbedürfnis, nur betrifft es in der Regel gar nicht so sehr die methodologische Seite des Berufs als vielmehr das allgemeine Funktionsverständnis und die akademische Integration. Ich selbst als alter Grenzüberschreiter habe allerdings zurzeit ganz andere Sorgen.

Sienert: *Deine kritischen Beiträge, die sich nur in selteneren Fällen durch übergroße Länge auszeichnen, liegen verstreut in Zeitschriften, Zeitungen und Sammelbänden, was nicht nur den Umgang mit ihnen erschwert, sondern gelegentlich auch nicht gerade wohlwollende Äußerungen aufkommen lässt, du wärest bei all deinen Verdiensten, eigentlich ein Kritiker ohne Werk. Hast du schon die Möglichkeit ins Auge gefasst, deine längeren Beiträge als Sammelband herauszugeben, oder gar in nächster Zukunft mit einer umfangreichen abgerundeten Veröffentlichung aufzuwarten?*

Csejka: Nichts ist abgerundet, das „Werk“ an allen Flanken offen und in vollem Gange. Ich hoffe, dies kann noch eine Weile so bleiben.

Januar 1998

Aus Stefan Sienerth (Hrsg.): *„Immer die Angst im Nacken, meine Erinnerung könnte versagen“*. Interviews mit deutschen Schriftstellern und Literaturwissenschaftlern aus Südosteuropa, Verlag Friedrich Pustet, 2015